



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fassung in Zukunft gestalten mag, die Zusammenhäufung als solche ist geeignet, schablonenhafte Menschen von verkümmertem Individualität hervorzubringen. Es stünde traurig um die Zukunft des Menschengeschlechts, wenn ähnliche Formen des gesellschaftlichen Lebens auf dem Lande Platz greifen würden [griffen!]. Nun ist aber gewiß, daß sich die ländliche Entwicklung nicht in der Richtung einer zunehmenden Ausbildung großer Arbeitsgemeinschaften mehr oder weniger sozialistischer Natur bewegt, die den einzelnen herabdrücken, sei es nun zu Gunsten weniger bevorzugter, sei es zu Gunsten großer Verbände oder »der Gesellschaft,« sondern in der Richtung fortschreitender Selbstständigkeit des einzelnen arbeitenden Wirtes und der Einzelfamilie, denen größere Organisationen nur ergänzend zur Seite treten. Das heißt nichts anderes als: die Freiheit flüchtet aus den Städten aufs Land — jene wahre Freiheit, die nicht besteht in der Herrschaft beherrschter Majoritäten, sondern sich gründet auf die harmonische Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte zu geschlossenen Individualitäten, die sich in Selbstzucht und echtem Gemeinssinn nach eigener Bestimmung bethätigen.“

(Schluß folgt)



Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen



Theodor von Bernhardi war unstreitig einer der bedeutendsten Männer unsrer Zeit. In seiner Person vereinigte er den Historiker mit dem Nationalökonom, den Kunstkritiker mit dem Militärschriftsteller zu einer fest abgeschlossenen Gestalt; seine Lebensschicksale hatten sich ferner so eigentümlich entwickelt, daß die frühe Reife des Urteils wie die völlige Freiheit von Vorurteilen die Grundlage für eine Art historischen Urteils abgeben mußte, die einem auf gewöhnlicher Lebensbahn schreitenden Gelehrten schon sein Bildungsgang unmöglich macht. Ob freilich das große Publikum eine Vorstellung davon hat, was für ein Mann am 12. Februar 1887 aus dem Leben schied, muß dahingestellt bleiben: von seinem Hauptwerke, der Geschichte Rußlands — einer der besten historischen Leistungen größten Stils, die unsre Literatur aufzuweisen hat —, ist noch keine zweite Auflage erschienen, während „Rembrandt als Erzieher“ bereits die ein- und vierzigste Auflage erlebt hat. Man gewinnt, wenn man die Eigentümlichkeiten des deutschen Büchermarktes und des deutschen bücherkaufenden Publikums betrachtet, wirklich den bornirten Piemontesen Lamarmora lieb, der als italienischer Ministerpräsident die Sendung Bernhardis nach Florenz übel nahm,

weil ihm ein Zivilist, kein General den preussisch-italienischen Feldzugsplan Moltkes verständlich machen sollte; handelt das deutsche Publikum nicht noch schlimmer, wenn es die Schilderung der Schlacht bei Waterloo, die Bernhardi, nach Moltke „der bedeutendste militärische Schriftsteller der Neuzeit,“ seiner Geschichte Rußlands einverleibt hat, ungelesen läßt?

Der Direktor des Friedrichs- (später Friedrichswerderschen) Gymnasiums in Berlin, August Ferdinand Bernhardi, war mit Sophie, einer Schwester seines Freundes Ludwig Tieck verheiratet. Warum die Ehe unglücklich war, sieht man mit einiger Deutlichkeit aus den vor kurzem (im Verlage von S. Hirzel in Leipzig) erschienenen Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis, ihres jüngsten Sohnes. Bernhardi nahm einerseits teil an den litterarischen Bestrebungen der Romantiker, andererseits war er aber ein philosophisch und philologisch hochgebildeter Gelehrter. Was seine schönggeistigen Leistungen anlangt, so mochte sich seine schreibselige Gattin ihm für ebenbürtig halten — von seiner wissenschaftlichen Bedeutung scheint sie keine Ahnung gehabt zu haben, da sie, nach verschiedenen Äußerungen des Sohnes in seinen Erinnerungen zu urteilen, bei allem Geist und aller Gewandtheit doch eigentlich nur wenig Kenntnisse hatte; hatte sie doch „eigentlich nie zusammenhängend gearbeitet, in ihrer Lektüre nie einen bestimmten Zweck verfolgt, immer nur aufgenommen, was ihr gefiel und zusagte; und wie einerseits die romantische Richtung, der mangelnde Sinn für die Realität, hatte andererseits wohl auch dieser Mangel an Kenntnissen dahin geführt, daß sie sich eine solche willkürliche Welt der Phantasie schuf, in der sie lebte.“ So erklärt es sich denn leicht, daß ihr die Weltumseglung des Admirals Krusenstern zum Entsetzen des Sohnes nur ein unnützes „Herumrutschen“ war; „was kommt dabei heraus, ruft sie aus, wenn einer nach dem andern um die Erde rutscht?“

Bernhardi selbst hatte freilich auch — wenigstens im amtlichen Leben — Eigenschaften, die ihn einer solchen Frau nicht sehr empfehlen mochten. Er trug im linken Rockärmel stets einen Rohrstock, den er, wie einer seiner Schüler erzählt, mit einer wahren Virtuosität gegen die empfindlichsten Teile des Oberleibes handhabte; ja er erschien jeden Morgen, Winter wie Sommer, um sieben Uhr im Konferenzzimmer des Gymnasiums und brachte den Rohrstock an den Delinquenten des vorigen Tages in einer Art von Massenabprügelung zur Anwendung.

Man meint aus den Äußerungen der Mutter gegen den Sohn den Nachklang ihrer Empfindungen dem Gelehrten gegenüber herauszuhören, den sie in ihrer Oberflächlichkeit — so hatte sie mit den andern Romantikern für Dante geschwärmt, ohne je einen Buchstaben von ihm gelesen zu haben, und war, als sie etwas von ihm kennen lernte, „nichts weniger als befriedigt“ — nicht verstand, und dessen raube Außenseite sie abstoßen konnte: sie schilderte dem Sohne die Welt als bestehend aus brutalen Männern, die ihre Frauen miß-

handeln, und Frauen, die sich durch Untreue rächen; ja sie behauptete ihm gegenüber, der plumpe George Dandin verdiene sein Schicksal, und „seine graziöse junge Frau sei zu beklagen und zu entschuldigen.“

Der ungenannte Herausgeber der Jugenderinnerungen erzählt in der Einleitung, Sophie Bernhardt sei nach dem Tode ihres zweiten und der Geburt ihres dritten Kindes Theodor im Jahre 1802 in schweres Siechtum verfallen, nach Thüringen zu ihrem Bruder gezogen, dann nach München und endlich nach Stalien gegangen und habe um dieselbe Zeit ihren nachmaligen zweiten Gatten Herrn von Knorring aus Esthland kennen gelernt, mit dem sie dann im Jahre 1805 nach Rom ging. In den Berliner Kreisen dagegen, deren Erinnerungen noch an den Anfang des Jahrhunderts hinaufreichen, wurde vor vielen Jahren allgemein erzählt, sie habe Herrn von Knorring in Bernhardt's Hause kennen gelernt, und ihre Beziehungen zu ihm seien die Ursache der Trennung von ihrem ersten Gemahl gewesen. Über Knorring erfahren wir sehr wenig, eigentlich nur, daß er Theodor lieb gehabt hat; sein Wesen wird hauptsächlich dadurch charakterisirt, daß es heißt: „Er war immer neugierig zu wissen, was ich zu den Dingen sagen würde, und wenn er das wußte, dann war auch weiter nichts, wie er denn überhaupt immer bei den Erscheinungen stehen blieb, ohne etwas daraus zu folgern.“ Man wird zugeben, daß man sich keine rechte Vorstellung von dem Zusammenleben zwei so grundverschiedener Menschen machen kann.

Die frühesten Erinnerungen knüpfen sich für den Knaben an Rom, wo Knorring, Sophie mit ihren beiden Söhnen und ihr Bruder Ludwig in einem Palaste am Quirinal wohnten. Mit erstaunlich treuem Gedächtnis hat Bernhardt die Eindrücke jener Knabenjahre festgehalten. Das mehrfach als Roseform von Francesco vorkommende *Cechina* statt *Cecchina* ist offenbar ebenso ein Lesefehler des Herausgebers, wie der Bräutigam des Mädchens aus Cesena (gedruckt steht *Esana*) stammen dürfte.

Nach dem Aufenthalt in Rom begann ein Wanderleben, das den Knaben nach Wien, München und Prag führte und endlich mit dem sechsjährigen Aufenthalt auf dem Familiengute Knorrings, Arroküll in Esthland, seinen Abschluß fand. Mittlerweile war Sophie von ihrem ersten Manne geschieden worden und hatte sich im Jahre 1810 mit Knorring verheiratet.

Wunderbarerweise erhielt Theodor so gut wie gar keinen Unterricht, sondern war ganz auf sich selbst angewiesen. Da ist es denn überaus merkwürdig, wie vollständig ihm alle Fehler abgehen, die sonst den Autodidakten anzuhängen pflegen.

Aus seinen Erinnerungen an diese esthnische Zeit ist vor allem von Wichtigkeit, was er über Rußland äußert. Bei aller Schärfe des Urteils ist er weit entfernt von dem fanatischen Haß, der baltische Beurteiler russischer Zustände auszuzeichnen pflegt. Im allgemeinen steht er auf dem Standpunkte seines

späterem Schwiegervaters, des Admirals von Krusenstern, von dem er sagt: „Während die meisten seiner Landsleute Rußland ziemlich gleichgiltig betrachteten, von einem Vaterlande überhaupt nichts wußten und ausschließlich ihren provinziellen Sonderinteressen lebten, war Krusenstern Patriot aus Pflichtgefühl, nicht nur zu jedem Opfer bereit für den Staat, dem er einmal angehörte, sondern auch bereit, diese Opfer mit Begeisterung zu bringen.“ Diese Unbefangenheit des Urteils ist um so anerkennenswerter, als sich Bernhardi schon in frühester Jugend durchaus als Deutscher fühlte und während jenes ländlichen Stilllebens keine größere Sehnsucht hatte als die nach einer deutschen Universität.

Meisterhaft sind seine Schilderungen esthnischen Stilllebens, denen eine Schilderung der Landschaft zur Grundlage dient. Wir sehen die flache Hochebene vor uns, die auf Kalkfelsen ruht und gegen das Meer hin mit einem jähen Felsabhang endet. Die nicht zahlreichen Bäche haben so wenig Wasser und so geringes Gefälle, daß sie meist Sümpfe bilden und langsam ohne Thal und Thalkränder dahingleiten. Nur wo sich mehrere vereinigen, gelingt es ihnen, eine Schlucht in die Hochebene einzuschneiden und sich ins Meer hinabzustürzen.

In diese Weltabgeschiedenheit drangen nur wenige Nachrichten aus dem europäischen Westen, die noch dazu manchmal so beschaffen waren, wie die Mitteilung eines wandernden Tierarztes aus Ungarn, aus denen ein Kammerdiener die Kunde entnahm, die Österreicher hätten Schlesien besetzt.

In der provinziellen Vereinzelung Esthlands gediehen Originale wie jenes Ehepaar, dessen Schloß aus einer Reihe neben einander liegender und nur unter sich zusammenhängender Zimmer bestand, deren mittleres das Schlafzimmer war, von dem aus die Schloßherrin jedem ihrer Gäste seine Stelle anwies: „Hier sind die Mannen, dort sind die Dams!“ Noch ergöglicher ist der alte Oberst, der den reichlichen Genuß starken Weines dadurch ausglich, daß er vor dem Schlafengehen sehr heißen Thee trank und sich dann in Federbetten begrub, beim Aufstehen fünf Schlafröcke übereinander anzog, ebensoviele Schlafmützen aufsetzte, und bis zum Mittagessen die Zeit damit zubrachte, daß er sich allmählich aus diesen Umhüllungen herauschälte.

Auch wer aus dem Westen in diese Lust kam, verfiel in manchen Fällen diesem Zuge provinzieller Komik, wie jener Professor Morgenstern, der den Kopf nach links gesenkt trug, weil man in seiner Jugend eine Ähnlichkeit mit dem Christus von Leonardo da Vinci an ihm gefunden hatte, oder der hannoversche Fähdrich, der sich, nachdem er eine ungewöhnlich häßliche alte Jungfrau geheiratet hatte, von ihm selbst angefertigte Briefe kommen ließ, in denen ihm ernste Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er seiner Zeit die reizende junge Fürstin Sapieha nicht geheiratet habe. Unterbrochen wurde das Stillleben auf den einsamen Edelhöfen durch russische Offiziere, die mit

requirirten Pferden angefahren kamen; zurückweisen konnte man sie nicht, da der Kutscher, der sie brachte, schleunigst mit seinem Wagen umkehrte und zurückfuhr, behalten mochte man sie ebenso wenig, es blieb also nichts weiter übrig, als sie schleunigst mit andern Pferden zu versehen und sich ihrer so zu erledigen.

Zwischen diesen harmlosen Zeitbildern erscheint dann manchmal ein historischer Zug, der mehr sagt als lange Schilderungen. Wenn der Herzog von Chartres, nachdem er alles, was er bei sich trägt, verspielt hat, den Fuß auf einen Stuhl setzt, die Brillantschnallen seiner Schuhe auf 40 000 Franks schätzen läßt und es sich, als er sie verloren hatte, herausstellt, daß die Steine falsch waren, so sehen wir das ganze ancien régime wie in einem grell beleuchteten Gemälde vor uns erscheinen. Einen ähnlichen Wert für die Charakteristik Alexanders I. hat die Geschichte des Obersten von Bock, den der Kaiser vor dem Altar umarmt, beschwört, ihm stets die Wahrheit zu sagen, und bei der ersten freimütigen Mitteilung verhaften läßt; erst nach dem Tode des Kaisers wurde er freigegeben, nachdem sein Aufenthaltsort Schlüsselburg mit vieler Mühe ermittelt worden war, weil den Kommandanten der Festungen, in denen Staatsgefangne sitzen, die Namen der Unglücklichen nicht mitgeteilt, sie vielmehr nur nach der Nummer ihrer Kasematte bezeichnet werden. Aus seiner Zelle als gebrochener Mann entlassen, erzählt er dann von dem lange Zeit von ihm bewohnten Lande, wo der Himmel so niedrig hängt, daß man darin nicht gerade stehen kann.

Grelle Streiflichter fallen auf die Napoleonische Zeit; Zeitgenossen berichten über das grauenhafte Bild, das die aus Rußland flüchtenden französischen Kolonnen auf ihrem Todesmarsche hinterließen. Knorrings Bruder war in dieser Zeit nach Moskau gereist, und die Geberden, mit denen er den grauenhaften Eindruck beschrieb, den ihm die Rache des Volkes an den fliehenden Welkeroberern hinterlassen hatte, blieben bei Bernhardi bis in sein höchstes Greisenalter lebendig. Die Trümmer Moskaus hatten im Vergleiche mit jenen Rückzugszenen nur einen geringen Eindruck auf Knorring gemacht. Die Nachwelt hebt eben aus der geschichtlichen Erinnerung nach ihrem eignen Ermessen das heraus, womit sie den typischen Eindruck des Geschehenen verbunden wissen will. Wie wir in unsrer Zeit zuerst an den Brand von Moskau denken, wenn wir uns Napoleons russisches Abenteuer in seinem Ende vorstellen wollen, so hastete z. B. in der Generation, die in Rom jene Ereignisse mit erlebte, unauslöschlich im Gedächtnis die Depesche, die der französische Kommandant in einem befreundeten Hause bekannt zu machen eilte. Der größte aller Lügner hatte, als er aus Moskau fliehen mußte, die Nachricht in die Welt gesandt: *Nous avons brûlé Moscou!*

Ebenfalls in die Napoleonische Zeit führen uns die Erinnerungen Bernhardis aus der Zeit der Kontinental Sperre. Da jeder Seehandel auf der Ost-

see verboten war, so brachten amerikanische Schiffe die Kolonialwaren nach Archangel und Riga, die dann zu Wagen oder Schlitten nach Brody geschleppt wurden, um von dort unter Konnivenz Rußlands und Oesterreichs nach Wien und Frankfurt, ja nach Hamburg verladen zu werden. Wie müssen die europäischen Zustände vor Napoleon beschaffen gewesen sein, wenn sich Europa jetzt diese handelspolitische Sklaverei gefallen ließ!

Auf einem ganz andern Gebiete liegt die Wichtigkeit von Bernhards Nachrichten über die romantische Schule. Wir denken dabei weniger an solche Schilderungen, wie die Bettinas, die den Leuten um sieben Uhr morgens ins Haus läuft und nicht wieder wegzubringen ist, jedermann du nennst und sich ältern Herren gern auf den Schoß setzt, indem sie ihnen Liebeserklärungen macht. So unaussprechlich komisch auch die Szene ist, in der sie sich auf Ludwig Tiecks Bett setzt, während er von der Gicht geplagt wird, und seine Grobheit nur durch vermehrte Liebenswürdigkeit erwidert, so sind doch die Beobachtungen über die Anschauungen und die Denkweise der Romantiker von sehr viel größerer Wichtigkeit. Wenn Bernhardi zum Beispiel von seinem Oheim Ludwig Tieck — offenbar mit vollem Recht — sagt, er habe niemals ein Wort von Dante gelesen, obgleich er zu seinen begeistertsten Lobrednern gehörte, so faßt er darin das unerbittliche Verdikt der Geschichte über die Romantiker wenigstens nach einer Seite ihrer Thätigkeit in dem Urteile über ihren bedeutendsten Dichter zusammen. Damit stimmt aufs engste, daß Tieck von Walter Scott nur aufs allerverächtlichste sprach. Höchst lesenswert sind Bernhards Ausführungen darüber, wie den Romantikern jeder historische Sinn fehlte, wie sie die Kunst und besonders die Poesie für das höchste im Leben zu erstrebende und zu genießende hielten, es also von den Wurzeln seiner Kraft, seinem realen Hintergrunde lösten und auf diese Weise zu einer leeren, mehr oder weniger geistreichen Spielerei erniedrigten. So konnte es denn auch geschehen, daß seine Mutter aus ihrer Hinneigung zu Cagliostro und ähnlichen Geistern kein Hehl machte und kindischem Aberglauben in ihrem innern Leben wenigstens halb und halb eine Stelle gab.

Hiergegen erhob sich in der Seele des frühreifen Knaben ein lebhafter Widerspruch, der schon in jungen Jahren seinen Ausdruck in der wärmsten Verehrung für Goethe fand (dem er noch persönlich nahe treten durfte), und der bei dem gereiften Manne in seiner ganzen Art der Geschichtsforschung zur glänzendsten Bethätigung kam. Der Sohn der phantastisch-romantischen Grüblerin, der Zögling, wenn man ihn so nennen will, der alles anempfindenden und nichts ergründenden romantischen Dichterschule bildete sich zu einem Forscher aus, der auf Grund energischer betriebener Studien der wirklichen Welt auf kriegswissenschaftlichem, politischem und nationalökonomischem Gebiete die Geschichte Rußlands und Europas in einer Weise verstanden und geschildert hat, die ihm einen Ehrenplatz unter den bedeutendsten Historikern

aller Zeiten sichert. Bis zum Überdruß hat man für alle bedeutenden Männer den Einfluß der Mutter als maßgebend hinstellen wollen: Bernhardi hatte von seiner Mutter nichts als den Geist und seine Beweglichkeit, alles andre hatte er nur sich selbst zu danken.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Esthland wurde Bernhardis Lebenswunsch erfüllt: er bezog die Universität Heidelberg. Der Aufenthalt war aber nicht nur für seine Studien von Wichtigkeit, sondern auch deshalb, weil er in Kreise eingeführt wurde, in denen er täglich den Pulsschlag historischen Lebens fühlte, und deren Lebensgewohnheiten wie Überlieferungen für den spätern Historiker von der höchsten Wichtigkeit sein mußten.

Mit dem Tode seiner Mutter, 1833, und seiner Übersiedelung nach Petersburg schließt das unvergleichlich interessante Buch, dessen Fortsetzung jeder Leser mit der größten Spannung erwarten wird.



Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

(Schluß)



ie ungewöhnliche Tiefe und Strenge der Kunstanschauung Hebbels hat — allerdings nur bei solchen, die den Dichter aus seinen Schöpfungen weder kannten noch kennen zu lernen verlangten — die Vorstellung erweckt, daß Hebbel zu den Künstlern gehört habe, für die die Welt hinter ihren Stillkunststücken oder Ateliergeheimnissen versinkt. Daß es sich gerade umgekehrt verhält, daß der Dichter die Poesie und die schaffende Kunst überhaupt nur darum so hoch hielt, weil sie ihm für „einen Schlüssel, der ihm das All erschließt,“ galt, muß noch immer betont werden und macht die Briefe zu wichtigen Beweisstücken seiner geistigen Kraft und seines reinen Willens. Für die warme, ernste und leidenschaftliche Teilnahme Hebbels am Weltleben und an allen Interessen der Menschheit, für sein blitzartiges, merkwürdig scharfes Verständnis aller wechselnden Erscheinungen und sein Vermögen, die bewegenden Kräfte und das herrschende Gesetz im Wechsel der Erscheinungen zu ergründen, für die zarten Regungen einer starken und leidenschaftlichen Seele und die keusche, fast verschämte Anmut, diese Regungen auszudrücken, lassen sich aus den Briefen hunderte von Belegstellen anführen. Das Gesamtbild des Dichters kann durch all diese kleinen neuen Züge nur gewinnen, die menschliche Teilnahme an seinem Leben nur gesteigert werden.

Die religiöse Anschauung Hebbels konnte und wollte es zu einer gewissen